

en werden sollte, lediglich von den verfügbaren Mitteln abhängt, so daß da keine Meinungsverschiedenheiten zu stehen brauchen. Tatsächlich ist dem aber nicht so, denn die Höhe des Kurses, zu dem stabilisiert wird, muß — wenn die ganze Aktion gelingt — letzten Endes über die irische entscheiden, welche sich im Anlaufe endgültig feststellen werden. Auf die Dauer müssen bei Ausgleichung der volkswirtschaftlichen Bilanz, die Weltmarktpreise erreicht werden und diese werden natürlich von dem endgültigen Kronenkurs abhängen. Würde es also z. B. gelingen, den Kurs der Krone auf einem Stande zu stabilisieren, der um 100 Prozent günstiger wäre als der gegenwärtige Kurs, so würden sämtliche Preise, in Kronen ausgedrückt, auf die Dauer einhalbmal so hoch stehen, als wenn die Stabilisierung auf dem heute erreichten Niveau stattfände. An einer solchen Valutapolitik wäre die Arbeiterschaft nicht interessiert, denn es würde sehr bald eine schwere Abfahrtsreise der österreichischen Industrie insehen, die Exporte würden sich sehr schnell verringern, ein Abbau der Löhne müßte eintreten, während der Abbau der Preise nur zögernd nachfolgen würde. Eine solche Störung des Wirtschaftslebens würde Unternehmer und Arbeiter schwer schädigen und nur die Geldrentner würden eine Verbesserung ihrer Lage erfahren, weil ihre Einkünfte nunmehr kaufkräftiger wären. Daher ist es verständlich, daß die Vertreter der Arbeiterschaft in Oesterreich die Stabilisierung ungefähr auf dem heute erreichten Stande der Krone fordern, während die „christlich-sozialen Partei“, als Vertreterin des Mittelstandes und vor allem der Hausbesitzer, eine Hinausstabilisierung verlangt und damit kein Bedenken trägt, die österreichische Volkswirtschaft der schwersten Krise zu überliefern und so den Erfolg der ganzen Aktion zu gefährden. Genau dasselbe Problem wird auch für die deutsche Volkswirtschaft konkret beantwortet werden müssen, sobald einmal die Stabilisierungsfrage in ein praktisches Stadium tritt. Man wird dann auch hier überlegen müssen, welcher Stand der Mark als dauernd angenommen werden kann, ohne den Fortgang des volkswirtschaftlichen Produktionsprozesses zu gefährden.

Hierbei wird man auch berücksichtigen müssen, daß die Schwere der inneren Schuldenlast sehr stark von dem Stabilisierungskurs abhängt: je höher der endgültige Kurs der Mark, um so bedenklicher wirkt die Reichsschuld, deren Verzinsung dann schwerer aufzubringen ist, als wenn eine Stabilisierung zu niedrigerem Kurs die Zinslast herabsetzt.

Auch für Deutschland kann nie mehr die Erreichung des alten Markwertes in Frage kommen, ja man kann im Gegenteil sogar sagen, daß eine Wirtschaftspolitik, welche sich dieses Ziel setzt, sämtliche Wirtschaftskräfte lähmen müßte. Es wird aber auch in Deutschland nicht an Stimmen fehlen, welche im Interesse der Rentenbesitzer die Stabilisierung zu einem möglichst hohen Kurse vertreten werden, und auch darum schon verdienen die Vorgänge in Oesterreich unsere ernsteste Aufmerksamkeit.

Narr oder Verbrecher?

Bakunin als kommunistischer Lehrmeister.

Die Sonntagsausgabe der „Roten Fahne“ bringt aus der Feder des „größten Marxisten“ Europas und Umgebend einen Märztitel, der auf schmalstem Raume eine ganze Weltgeschichte enthält. Angefangen von 1848 kann man darin alles lesen, was sich auf dem Erdball zugetragen hat. Der Weltkrieg wird darin ebenso behandelt, wie die Rosseheerrschaft, der „Reformismus“ der USA, wie der „revolutionäre“ Charakter der KPD, die Konferenz von Washington wie die Zusammenkunft von Genua. Der Artikelschreiber der „Roten Fahne“ sagt das Ergebnis seiner Betrachtungen in folgende moralische Lehre zusammen:

Jene Kämpfe, die dem Proletariat scheinbar nur immer größere Niederlagen einbrachten, waren nichts als notwendige Leidensstationen auf seinem Wege. Die Niederlage der revolutionären Minderheit war notwendig, um die Bahn für den einheitlichen revolutionären Kampf des gesamten Proletariats freizumachen. Die Niederlage der Minderheit war notwendig, um dem gesamten Proletariat die Notwendigkeit des Kampfes einzuprägen und um die revolutionäre Minderheit von der Notwendigkeit des einheitlichen Kampfes großer Massen zu überzeugen. Die Nie-

derlagen der Minderheit waren notwendig, um die revolutionäre Partei des deutschen Proletariats, die Kommunistische Partei, ihren Beruf erkennen zu lassen: die Massen zu führen und ihrem Willen Ausdruck zu geben.

Wir erinnern uns, daß wir kürzlich Zeug von einem gelehen haben. Freilich nicht bei Marx, dem Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus, sondern bei Bakunin, dem Nährvater aller anarchistischen Bewegungen. Auch Nikolai Bakunin lehrte, daß die Niederlagen des Proletariats „notwendig“ seien, um es zum Siege zu führen. In Jahrzehntelangen Kämpfen hat die Arbeiterklasse die gebührende Antwort auf diesen Unsinn gegeben. Und nun taucht er in dem Zentrotroch der kommunistischen „Vorhut“ als höchste „marxistische“ Weisheit wieder auf! Jeder preussische Unteroffizier mußte schon, daß eine Truppe nur solange kampffähig bleibt, als sie Erfolge erzielen kann und daß man sie nur rekrutiert, wenn man sie in „notwendige“ Niederlagen hineinführt. Das Gleiche gilt auch von der Arbeiterklasse: sie führt nicht ihre Kämpfe, um notwendige Niederlagen davonzutragen, sondern durch Erfolge die Lage des Proletariats zu verbessern. Nicht jeder Rom kann mit römischer Kraft auf Erfolg durchgeschleift werden; wer von der Arbeiterklasse; sie führt nicht ihre Kämpfe, um notwendige Niederlagen zu erzielen, der ist entweder ein Verbrecher oder ein Narr.

Das der „größte Marxist“ Europas seine oberste Weisheit Bakuninischer Färbung in der „Roten Fahne“ abgeben kann, mag man von der humoristischen Seite nehmen. Ein trauriges Schauspiel aber bleibt es, daß sich noch Arbeiter finden, die diesen anarchistischen Unsinn blindgläubig hinnehmen.

Sachsen und die Gemeindeordnung

Genosse Lipinski schreibt uns:

„In dem Artikel „Die Thüringer Kreis- und Gemeindeordnung“ des Ministerialrats Genossen Freund, Weimar, heißt es:

„In Sachsen hat man leider im Gegensatz zu dem ersten Entwurf, der den leitenden Beamten auch noch sehr große Rechte einräumt, in dem jetzt vorliegenden Entwurf einer Gemeindeordnung den entscheidenden Beamten wieder außerordentlich weitgehende Rechte einräumt, die die Möglichkeit des Rücktritts nach allen Richtungen hin ausschließen. Es ist bedauerlich, daß die beiden benachbarten Länder, die doch auch politisch sich so nahe stehen, nicht zu einheitlichen Grundlagen ihrer inneren Verwaltung gekommen sind und so mehr, als nach Anbahnung aller Anhänger des Einheitsstaates die ganze Materie für Deutschland einer einheitlichen reichsgesetzlichen Regelung unterzogen werden sollte, oder besser in der Reichsberatung hätte unterzogen werden müssen.“

Diese Darstellung entspricht nicht den Tatsachen. Auf Anregung des Ministers Lipinski wurde in der Ministerbesprechung der Länder Anhalt, Braunschweig, Sachsen und Thüringen am 12. Dezember 1921 die Gemeindeordnung behandelt. Der Ausschuss legte dem Minister Lipinski zur Sprache, die gebilligt wurden. Außerdem hatte Ministerialrat Freund vor seinem Amtsantritt mit Minister Lipinski in Dresden eine längere Aussprache über die Grundzüge der Gemeindeordnung, die eine wesentliche Übereinstimmung ergab. Wenn keine gleichlautenden Gemeindeordnungen für Sachsen und Thüringen aufgestellt wurden, so liegt das an der verschiedenen Struktur und Entwicklung der Gemeindeverwaltungen und der Länder. Die Gemeindeordnung für Sachsen ist im Entwurf fertig, vom Gesamtministerium verabschiedet und dem Landtage zugestellt worden. Sie entspricht inhaltlich den im Januar vom Parteitag aufgestellten Richtlinien.

Die englische Regierungskrise

London, 20. März.

Heute vormittag fand unter dem Vorsitz Chamberlains in der Downing Street ein Kabinettsrat statt. — Die gemeldet wird, sind der Schatzsekretär Sir Robert Horne und der Hauptminister der Liberalen Mr. Curzon, die heute nachmittag von Criccieth nach London zurückzukehren beabsichtigten, von Lloyd George zu weiteren Beratungen zurückgehalten worden.

Der Londoner Berichterstatter des „Manchester Guardian“ weist darauf hin, daß zwischen der Beendigung des Erholungsurlaubes Lloyd Georges und dem Beginn der Genuaer Konferenz zehn Tage

liegen. Lloyd George werde wahrscheinlich in diese Zeit zur Wiederherstellung seiner Autorität am Vertrauensvotum vom Parlament verlangen. Es könne kaum bezweifelt werden, daß er dieses Vertrauen erhalten werde. Auf jeden Fall könne eine Debatte über Genua erwartet werden.

Lloyd George erklärte gestern in einer Ansprache in der Kapselle von Criccieth, er sei nach Criccieth zur Erholung gekommen. Bezugnehmend auf eine Äußerung des Priests, daß er, Lloyd George, den Berg des Ruhmes und der Verantwortlichkeit erklimmen wolle, warnte der Premierminister die Jugend und sagte, dieser Berg sei keineswegs ein bereidenerter Ort, je höher man klettere, um so leichter und einfacher werde es, man sei Sturm und Wind und allen Arten von Angriffen ausgesetzt. Man müsse sich zu freier Arbeit und dem Frieden des bürgerlichen Lebens verstehen. Lloyd George sagte dazu zu sein Mann habe eine so große Last auf sich nehmen müssen, wie er selbst während der letzten Jahre.

Die Vorbereitungen für Genua

London, 20. März.

Heute vormittag traten die britischen, französischen, italienischen, belgischen und japanischen Sachverständigen im Handelsamt zusammen, um die Frage betreffend das Programm der Genuaer Konferenz unter besonderer Berücksichtigung der Wiederherstellung Rußlands und der Stabilität der Währungen zu erörtern. Wie die Blätter erfahren, ist es unannehmlich, daß die Presse Mitteilungen über den Gang der Verhandlungen erhält. Nach Schluß der Konferenz werden die Sachverständigen ihren Regierungen Bericht erstatten.

Reuter erfährt, in England würden alle Vorbereitungen für die Genuaer Konferenz getroffen. Die britischen Vertreter sollen in drei Abteilungen abfahren, davon die erste am 1. April.

Ernstige Lage in Irland

Der Abschluß des englisch-irischen Vertrags hat nicht vermocht, die Geister zu beruhigen. Der hartnäckige Widerstand De Valeras gegen das Zustandekommen des Vertrags zeigte bereits die neue Gefahrenquelle auf. Die „Unersöhnlichen“ führen nunmehr den Kampf nach mehreren Seiten, gegen die provisorische Regierung unter Collins und Griffith gegen Ulster und gegen die englischen Truppen. Daß das Ende nur völlige Selbstzerfleischung sein kann, ist klar. Wenn der englisch-irische Vertrag auch nicht alle Forderungen der Sinnfeiner erfüllt, so gab er doch weit über das hinaus, was je an Freiheiten für Irland erreichbar erschien. Aber es zeigt sich hier wieder deutlich, daß politischer Fanatismus wohl im Kampfe Großes leisten kann, aber im politischen Aufbau versagt. Wenn die Unruhen in Irland weiter, wird es zu neuen Interventionen englischer Truppen kommen, neuem Bürgerkrieg, der Vertrag wird in Stücke gehen und die angebotene Verständigung zwischen Südirland und Ulster wird der alten offenen Feindschaft weichen. Was dann noch für De Valera und seine Anhänger übrig bleibt, wird nicht viel sein. Vielleicht müssen sie von neuem ihre Koffer packen und das Land verlassen, diesmal nicht auf Befehl Englands, sondern getrieben von dem Haß und der Enttäuschung des irischen Volkes.

London, 20. März.

Die Presse sieht die Lage in Irland als ernst an. „Fall Mall and Globe“ zufolge werden in Irland eifrig Vorbereitungen für den von vielen Seiten als unvermeidlich angesehenen Bürgerkrieg betrieben. — Der Vorkämpfer Berichterstatter der „Evening News“ sendet seinem Blatte eine Schilderung über die Lage an der Grenze von Ulster und Südirland. Die Grenzlinie gleicht einer Schlachtfeldfront. Die Streitkräfte des irischen republikanischen Heeres und die Ulsterleute ständen sich auf Schussweite gegenüber und hätten sich während des Wochenendes mit Gewehren und Maschinenengewehren dauernd unter Feuer gehalten. Nur wegen der guten Verschönerung der Gegner seien keine ernstlichen Verluste entstanden. Liegende Kolonnen des irischen republikanischen Heeres hätten bereits zwei Einfälle in das Ulstergebiet unternommen, wo sie Polizeistationen überrumpelten und alle dort befindlichen Waffen fortführten.

Bewaffnete Männer haben in Cork mehrere hervorragende Bürger, die Anhänger der provisorischen Regierung sind, gefangen genommen und nach einem unbekanntem Orte weggeführt.

Der Film am Dienstag

Filmschau

„Das Weib des Pharaos“. (Manuskript von Robert Hall und Hanns Kräh, Regie Ernst Lubitsch.) Das ist einer jener Filme, von denen die Legende erzählt, daß sie 20, 30 oder 50 Millionen gekostet haben, und von denen Klatsch und Kritik (die man, wenn ein Film 20 Millionen gekostet hat, nie recht auseinanderhalten kann) einmütig versichern, daß so etwas Herrliches noch nie dagewesen sei und daß mit diesem Film eine neue Ära der Kinokunst beginne. Hätten Klatsch und Kritik recht, dann begänne alle Vierteljahre eine „neue Ära“ des Kinos. Aber sie haben nicht recht; es beginnt keine neue Ära. Das tut es niemals, wenn die Klatsch und Kritik recht hat. Und mit dem „Weib des Pharaos“ nun schon ganz sicher nicht.

Ein Film, für den zwanzig Millionen aufgewandt sind, an dem Tausende von Leuten gearbeitet haben, unter denen natürlich auch ein paar Kluge und geschmackvolle waren, so ein Film ist natürlich nicht ganz und gar schlecht, er hat natürlich ein paar hübsche Stellen. Aber gerade wenn man bedenkt, daß für dieses Pharaonen-Weib zwanzig oder dreißig Millionen auch bloß zehn Millionen aufgewandt sind, dann muß man doch sagen: es ist herzlich wenig dabei herausgekommen. Mit zehn Millionen könnte man, weiß Gott, was Besseres machen! Und gerade das, wofür man diese Millionen gebraucht hat, gerade das ist das Langweilige und Schlechte an diesem Film: die falschen ägyptischen Bauten aus Zement und Beton und die mehr oder weniger steifen Maskenfiguren. Das hat Geld gekostet — und gerade das ist schlecht.

Schlecht oder jedenfalls recht mittelmäßig ist auch das Manuskript. Die Geschichte spielt in Ägypten zur Zeit der Pyramiden. Aber es ist gar nicht der Versuch gemacht, die Menschen dieser vergangenen, sehr fesselnden, und sehr fremden Zeit und Kultur lebendig zu machen. Weder der Pharaos noch die andere Hauptfigur, die zur Königin auferstehende Sklavin Ptonis sind irgendwie ein bisschen charakterisiert. Sie benehmen sich ganz und gar wie die Figuren irgend eines Mittelalters, sie stammen keineswegs aus dem Land und aus der Zeit der Pyramiden, sondern ganz und gar aus dem Land und aus der Zeit der schlechten Filmmanuskripte. Diese reichlich sentimentale und keineswegs sehr dramatische Geschichte von dem König, der die Sklavin liebt, die ihrerseits einem hübschen Jungen den Vorzug gibt und die mit Hilfe von Arien, einem fälschlicherweise so genannten und lebendia wiederkehrenden Cha-

mann, Steinigung und Schlaganfall im letzten Akt drei Leichen (eentlich) zur Strecke bringt — diese recht belanglose Geschichte hätte sich jede Filmfabrik bei jedem etwas phantasiebegabten Sekundanten bestellen. Fest als man ansaherachtet an die Verfilmung eines so völlig mittelmäßigen Manuskripts soviel Geld und soviel Arbeit gewandt hat, das ist mit wirklich reichhalt. Weil es den Vorwand für exotische Trachten, exotische Bauten und für ein paar Kriegsszenen hat?

Die Regie hat sich, wie gesagt, bei der Verfilmung dieses mittelmäßigen Manuskripts viele Mühe gegeben. Einiges ist ihr auch gelungen. Aber gerade das, worauf sie scheinbar so stolz ist, das ist ihr gar nicht gelungen. Diese ägyptischen Bauten, und Kolossalbauten aus Beton und Zement, die gemein den größten Teil der 20 Millionen gekostet haben, sind recht häßlich, langweilig und überflüssig. Die Landschaftsbilder, die Ägypten darstellen sollen, sind dagegen in der Nähe von Berlin sehr geschickt ausgewählt. Man erkennt die Rüberrdorfer Kalkberge kaum wieder. Am besten sind ein paar Bilder an einem Wasser, das wohl den Nil vorstellen soll. Aber gerade da denkt man unwillkürlich: wären die Leute doch für ihre 20 Millionen lieber wirklich noch Kennen gelernt und hätten da ein paar hübsche Aufnahmen gemacht — die wären mehr wert als dieser ganze pompöse Film.

Auch einige Kampfszenen sind ganz gut gemacht. Wenn man freilich bedenkt, daß dafür Tausende von Statisten umhergehört wurden, so schaut eigentlich wenig dabei heraus. Eine Dondball amerikanischer Cowboys, die herrlich reiten, brennen und schießen können, machen das besser und viel natürlicher. Vier merkt man nach zwei Minuten doch recht deutlich das Theater und die Statistensteifheit. Und die Szenen bei der Eroberung der belagerten Stadt sind sogar herabzuwerfen. Die Feinde bringen in die Stadt, finden sie nachdem sie eben noch die Bewohner gesehen haben) völlig menschenleer (die Leute haben sich nämlich versteckt), kommen nun aber leinendwas auf einen ironischen mikroskopischen Gedanken, sondern können flucht und freilich zu feiern und zu tanzen an; dann steigen die Einwohner aus ihrem Versteck — und morsch um lehrlich laufen die Eroberer ein, eilia wieder aus dem Tor hinaus, zu dem sie eben erst heringekommen sind. Ist diese Art der Arienführung nicht selbst für Kinoschauplätze ein bisschen zu kindlich?

Für zehn Millionen kann man schon ein paar tüchtige Schauspielere engagieren. Das hat man auch getan. Aber leider gibt das launewillige Manuskript diesen tüchtigen Schauspielern recht wenig Gelegenheit, zu zeigen, was sie können. De gener als noider lustiger Regierfürst zeigt die geschlossene Leistung. Harry Liebitz als junger ägyptischer Liebhaber ist ungewiss unnatürlich, trisch und natürlich und

auch in einigen traurigen Szenen gut. Emil Jannings entwirft zuerst als Pharaos, im letzten Akt aber, als totengebläuter, bettelnd wiederkehrender, verspotteter König, ist er manchmal fast entzückend. Von diesen drei Schauspielern gehen die besten Wirkungen dieses Millionenfilms aus. Aber — waren dazu Millionen nötig? Hans Sienken

Vom „Weib des Pharaos“ nahm ich ein Erlebnis mit, das mir, das mir das Kino bisher gab: Emil Jannings als totengebläuter Pharaos, als ägyptischer Ochsseus, wie er heimkehrt, Weib und Thron in anderen Händen sieht, wie er vor den Palastklaven jammert, ihnen seinen Namen nennt und unter ihrem ungläubigen Hohn zusammenbricht; wie er, der in Lumpen gehüllte Bettler, da er schließlich doch erkannt wird, ihm angebotene Krone mit einer Handbewegung zurückweist und das Weib anstarrt, das ihm verloren ging — das schneidet einem die Kehle zu! Seine Gestalt verleiht unsere Bühnenleiter zum Glauben, daß ihm selten am besten Bösewichter und robuste Kraftmeier aufzuehen. Geht ihm die Kraftmenichen, aber jene mit der kindlichen, zitternden Seele im Rielenhörer, geht ihm Hebbels Berodes, den Fuhrmann Genschel, den Peer, den Othello, und er wird ihre im Unsielch erschütternde Hilflosigkeit gestolten wie kein zweiter unter den heute Lebenden! Nun, den „Othello“ spielt er gerade, aber leider im — Film (in einer Sonderveranstaltung im Ufa-Palast). Man möchte Shakespeares Jubel- und Klagelaute aus diesem Munde hören, und dem muß hier stumm bleiben. Es liegt an der Unnatürlichkeit des Bearbeiters und Regisseurs Buchowatzki, wenn auch das rein Bildliche des Othello nicht zur Auswirkung gelangt, und wenn das Darstellerische, so oft es einsetzt, entweder durch eine gleichmäßige „Passage“, oder durch einen Text unterbrochen wird. Aber selbst das ist nur höchst selten der Fall, daß den Darstellern Gelegenheit gegeben würde, ihr Wohl und Weh durch mimischen Ausdruck auch nur anzudeuten. Was in ihnen reißt und brodelt, erfahren wir nicht durch sie, sondern durch einen Zwischentitel, und sie selbst muten wie überflüssige Marionetten an. Als charakteristisch für den ganzen Film sei folgende Szene angeführt: Othellos Arbeitszimmer, er ist Schreibisch, neben ihm ein Vertreter. Keiner rührt sich, der schiebt sich über das Bild der Text: „Die Türkenflotte hat das Sturm zertrüht“. Und danach wechselt die Szene. Was als sollte der Schauspieler, was sollten die Personen, wenn das, was man uns so sagen hatte, nur in einer Textzeile liegt? Es andres Bildchen blendet auf, Othello hält Desdemonas Kopf zwischen den Händen, sieht sie an und sagt in einem Titel: „Nein, diese Augen können nicht lügen!“ Das Bildchen blendet ab, erleuchtet! Dazu sei erklärt, daß es uns so gar nicht interessiert, was Herr Buchowatzki persönlich von Desdemonas

